

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 86=106 (1940)

Heft: 5

Artikel: Romantik und Kriegskunst

Autor: Bircher, Eugen

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-16733>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.12.2024

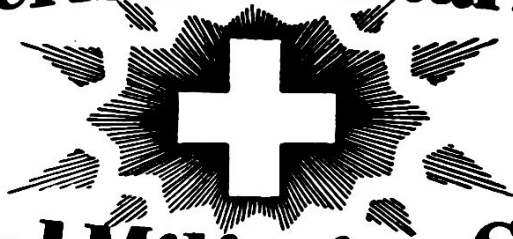
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zofingen, Mai 1940

No. 5/86. Jahrgang

106. Jahrgang der Helvetischen Militärzeitschrift

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung



Journal Militaire Suisse Gazzetta Militare Svizzera

Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft

Redaktion: Oberstdivisionär E. Bircher, Aarau

Mitarbeiter: Oberst K. Brunner, Zürich; Oberst O. Brunner, Luzern; Colonel F. Chenevière, Genève; Oberst G. Däniker, Wallenstadt; Oberst i. Gst. H. Frick, Bern; Oberst W. Gubler, Frauenfeld; Komm.-Oberstlt. F. Kaiser, Bern; Colonnello E. Moccetti, Massagno; Colonnello M. Montfort, Bern; Capitaine E. Privat, Genève; Oberst M. Röthlisberger, Bern; Capitaine A. E. Roussy, Genève; Oberstkorps-Kdt. U. Wille, Meilen

Adresse der Redaktion: Zeitglocken 2, Bern

Telephon 2 40 44

Romantik und Kriegskunst

Von Oberstdivisionär *E. Bircher*, Kdt. 5. Division.

Wenn man sich nicht allein auf die reine Kriegswissenschaft beschränkt, sondern auch mit andern Dingen sich beschäftigt, so stösst man da und dort auf Autoren, von denen man es kaum erwartet hätte, dass sie sich mit kriegswissenschaftlichen Problemen befassen würden. So haben wir vor Jahren gezeigt, wie der zürcherische Reformator Zwingli tief in das Wesen der Kriegskunst eingedrungen war und dass er nicht zum wenigsten als ein Vorläufer von Clausewitz gelten kann. Nicht unbekannt ist, dass sich auch Leonardo da Vinci mit kriegerischen Problemen befasst hat, der schon von einem Kampfwagen, ja selbst von Flugzeugen sprach. Im Entwurfe seines interessanten Briefes über militärtechnische Probleme an Ludovico Sforza um 1480 herum, schreibt Leonardo über den Kampfwagen: «Item, werde ich Wagen machen, bedeckt und sicher unangreifbar, welche mit ihrer Artillerie zwischen die Feinde so hineinfahren, dass keine so grosse Menge von Waffenleuten existiert, die sie nicht brächen. Und hinter diesen könnte Infanterie recht unverletzt und ohne Hinder-

nis folgen» (M. S. Ca. fol. 391 r.). Die Befestigungskunst von Albrecht Dürer darf heute noch als eine klassische Abhandlung über das Wesen der Befestigungen bezeichnet werden. Auch Voltaire hat sich in einer kürzeren Abhandlung mit den Fragen des Kampfwagens befasst.

Vor kurzer Zeit sind die Werke von Laurentius Oken, dem Vertreter einer schöpferischen Romantik, Professor der Naturgeschichte in Jena, München und Zürich, erschienen. Oken war zweifellos ein hochbedeutsamer Geist, dem es an Genialität nicht fehlte und der vielleicht eine Zeitlang mit Rücksicht auf seine romantische Einstellung allzu wenig beachtet wurde. Oken war am 2. August 1779 zu Offenburg in der Ortenau geboren und starb als Professor der Naturwissenschaften am 11. August 1851 in Zürich. Ueber seinen Aufenthalt in Zürich sind wir durch eine Arbeit von Jean Stroll, «Louis Oken und G. Büchner», orientiert, die im Jahre 1936 in Zürich erschien. Von Oken erschien im November 1811 in Jena eine kleine Schrift, die auch heute in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden darf, betitelt «Okens Uebersetzungen zu einer neuen Kriegskunst». Diese war die Arbeit seiner Herbstferien und wurde 1814 erweitert. Aus dieser Arbeit geht hervor, dass dieser geniale Naturwissenschaftler, der mehr und mehr auch in der Gegenwart wieder Anerkennung findet, tief in das Wesen des Krieges, dessen allgemeine Grundsätze ja zeitlos sind, eingedrungen ist. Oken vertritt Auffassungen, die für die damalige Zeit zweifellos als revolutionär bezeichnet werden müssen, und die für unsere heutige Zeit und die Entwicklung des Kriegswesens geradezu als visionär gelten dürfen. Seine Grundsätze sind wohl die Schlüsse, die er aus seinem scharfen logischen Denken auf naturwissenschaftlicher Basis aus den Ereignissen der napoleonischen Kriege schöpfte. Wenn sie nicht mehr beachtet worden sind, so mag das wohl daran liegen, dass bekanntlich gerade beim Militär die streng wissenschaftliche Denkweise vielerorts auch heute noch verpönt ist. Gerade Oken aber ist es, der nachdrücklich darauf hinweist, dass für die Kriegskunst alle Wissenschaften herangezogen werden müssen, wie er dies in folgenden Sätzen mit aller Schärfe und Entschiedenheit festlegt: «Wozu soll ich sie nennen die Wissenschaften und Künste, welche zur Kriegskunst nötig sind! Es sind mit einem Worte alle, die ihr euch denken könnt. Alle Geistesvermögen müssen sich mit Bewusstsein vereinigen. Besonnenheit, Mut, Scharfsinn, schneller Entschluss, Strenge, Reulosigkeit, Klugheit, Auslockungs-, Täuschungs-, Uebertöpelungs-, Zauderungskunst, Schnelligkeit, vor allem aber Ergebung und Mangel an Eitelkeit. Und diese Kunst wolltet ihr nicht achten, diese wolltet ihr nicht alle ergreifen, wenn ihr könntet! Macht euch nur damit bekannt, und ihr werdet

mir folgen.» Daraus entsprang ihm auch der Gedanke, den wir ja in unserem Milizsystem zum Teil in recht glücklicher Weise, wenn auch nicht vollkommen, erfüllt haben, wenn er sagt: «Billig sollte jeder Mann Soldat sein, seine Zeit dienen, damit er die Wissenschaft erlernte und diese Kunst übte, um dann für immer, wo es not tut, als Soldat auftreten zu können.» Dass Oken, der in dem Zeitalter der ersten Ansätze einer wissenschaftlichen Psychologie lebte, als deren Urheber wohl Gustav Carus bezeichnet werden kann, die Bedeutung des psychischen Problems für die Kriegführung in ihrem vollen Umfange erfasst hat, weit über das hinausgehend, was dann das 19. Jahrhundert mit Ausnahme von Ardant du Picq und Hönig brachte, beweist folgender Passus: «Ich verlange, um zu siegen, nur zwei Dinge, Kopf in den Anführern, Herz in den Soldaten. Beides bildet einen vollkommen organisierten Leib. Ohne Kopf ist das Herz toll, ohne Herz ist der Kopf bewegungslos. Es ist auch dem beherztsten Mann nicht zuzumuten, dass er sich hinstelle, um sich totschiessen zu lassen. Ein solch herrlicher Mut verliert seinen Zweck und seine Stütze; denn er ist nicht von der Vernunft gebilligt.

Aller Mut muss gegeben oder gestützt werden. Ohne dieses ist kein Mut zu finden. Ein Heer ist ein zitternder Haufen. Ich rede aus eigener Empfindung. Ich war dabei und habe Herz genug zu gestehen, dass ich damals das Herz verloren hatte, so wie die Tausende, die um mich und neben mir zitterten. Ein jeder mutvoller Soldat wird gleiches Geständnis tun; der es nicht tut, ist wahrscheinlich ein Feiger.

Wie ist der Kopf zu finden, das Herz zu geben?

Den Kopf kann man nicht geben; man muss ihn suchen oder vielmehr, er muss sich zeigen können, und man muss ihn pflegen. Es ist daher Herz von Kopf durchaus verschieden, und kein Uebertreffen in dem einen berechtigt auf die Ansprüche des andern. Die Stellen des Kopfdienstes können nicht nach der Auszeichnung des Mutes vergeben werden und umgekehrt. Für beide muss aber gleicher Rang sein.»

Es ist ja kaum nötig darauf hinzuweisen, dass der psychologischen Seite des kriegerischen Problems auch heute noch viel zu wenig Beachtung geschenkt wird, immer noch in der Meinung, dass in der Psychologie nicht eine exakte Wissenschaft, sondern irgend ein mystisches Dunkel stecke, das nicht eruierbar sei. Es darf in dieser Hinsicht wohl darauf hingewiesen werden, dass speziell nach den Erfahrungen des Weltkrieges im deutschen Heere die Wehrmachtpsychologie einen breiten Raum einnimmt. Gerade auch für die Psychologie des Einzelnen finden wir, wie schon aus dem obenstehenden Satz hervorgeht, bei Oken tiefen

Einblick. Er gibt aber auch weiter folgende, durchaus beachtenswerte Ausführungen:

«Wer sich selbst vertrauet, hat allein Ehrgefühl, und ihr habt nicht nötig zu rufen, habt es! Wie wollt ihr es mit elenden Worten oder barbarischen Zwangsmitteln geben, wenn ihr den Grund nicht bauet, worauf es von selbst wächst!

Leider hält man jetzt die Ehre fürs Höchste im Krieg, weil man an allem andern, an Vaterlandsliebe, an Religion, an Vertrauen, an Geschicklichkeit, an Wissenschaft, an Selbstgefühl nackt ist. Die Ehre ist die Blume, nicht die Wurzel, von Handlungen, die zur Selbständigkeit führen. Warum haben wir in der neuen Zeit keine solchen Beispiele von Aufopferung! Gewiss nicht, weil das Bewusstsein und das Gefühl für Ehre, sondern weil das Vertrauen fehlt, etwas tun zu können, was Ehre macht. Viele unserer Einrichtungen sind vielmehr da, um absichtlich zu verhindern, dass es komme. Und doch schreit ihr, habt Ehre! Seht ihr denn nicht, dass die das Halsband umhaben, denen ihr ruft! Dieses ist der Unterschied der neuen Kriegskunst von der alten.

Beherzt ist nur der, der weiss oder der wenigstens vernünftigerweise glauben kann, dass er, auch wenn eine einzelne Kraft ihn trifft, nicht falle, und dass die Anstrengungen seines Muts, seines Kopfs, seines Leibes die bezweckten Folgen haben. Wer im Vordergrund nichts als den Tod sieht, ist ein Narr, wenn er hineingeht. Welcher Anführer wird ein Heer hinstellen, damit es geschlachtet werde!»

Sein scharfer Unterschied zwischen Trutz- und Schutzwaffen hat in der Nachkriegszeit durch die erhöhte Bedeutung der Kraft der Maschinenwaffen ihre richtige Erkenntnis erfahren und die praktisch weitgehenden, viel zu weitgehenden Forderungen ihre Durchführung in dem Bau von Bunkerlinien, wie wir sie in einer nie geahnten Vollendung des Oken'schen Gedankens in der Maginot-Linie bzw. dem Westwall sehen.

«Die erste und vorzüglichste Waffe ist die Schutzwaffe. Die Trutzwaffe ist nur ein Kinderspiel. Wer weiss, dass er gesichert ist, der schlägt den Gegner mit Fäusten, was sage ich, mit der blossen Gegenwart tot! Wie will ein bebender Haufen, der in der Brust statt des Herzens nur das Schwert fühlt, dem festen Tritt des beherzten Unverwundlichen widerstehn! Wie kann er nicht davonlaufen!

Alles beruht mithin auf einem einzigen Mittelpunkt, auf den Schutzwaffen, auf einem unzerstörlichen Kern, welcher der Leib des Soldaten ist. Meine Soldaten sollen nicht totschiessen, sondern nur nicht totgeschlagen werden; wie gesagt, ihre Gegenwart soll töten.»

«Wir stellen unsere armen Soldaten nackt hin, als wenn es keine Kugeln, Bajonette und Schwerter gäbe! Schreckliche grausige Nachlässigkeit! Als man des Schutzes noch weniger bedurfte, vor den Zeiten des Schiessgewehrs, schützte man sich; jetzt geht man wie ein Vieh im blossen Fell gegen Blitz und Stachel an. Vor alters wusste man, was Kriegskunst war; im Mittelalter ging diese Kunst wie so manche andere verloren, weil die Wissenschaft verloren war; und noch hat sie niemand auf-erweckt. Man wende nicht ein, dass das Schiessgewehr es anders verlange und die Schutzwaffen vergeblich mache. Es verlangt es freilich anders, aber es fordert die Schutzwaffen dringender, nur anders. Freilich war es bequemer sie wegzuerfen als anders zu machen. Dieses will Nachdenken. Zu jener Zeit waren die Feldherren keine Griechen und Römer.»

In Ergänzung dieser allgemeinen Schutzwaffen verlangt nun Oken auch einen personellen Schutz in folgender Form, die in ihrer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt:

«Die Schutzwaffe des einzelnen darf nicht ein seinem Leib Fremdartiges, sondern muss demselben so angemessen wie das Kleid sein. Die Kleider haben in der Idee keinen äusseren Zweck, sondern stellen nur das Ebenbild des Leibes unter der Idee des Schutzes dar. Jede Lebensart, jeder Stand, jedes Geschlecht hat daher notwendig andere Kleidung, so wie jeder Leib, jede Umgebung, jede Arbeit eine andere ist. Wie kann nun der Soldat, der in einem ganz anderen Element als alle anderen Menschen lebt, ein Kleid wie die andern haben! Er soll leben in einem Element voll Kugeln, Spiessen, Schwertern, seine Arbeit ist ein beständiges Schreiten, Rennen. So soll er leben, nicht sterben, und ihr wollt ihn kleiden wie einen Stutzer, der nur gegen eine zarte Hand zu kämpfen hat. Heisst das etwas anderes als Mensch gegen Mensch stellen, damit sich beide abschlachten und der erbärmliche Sieg auf dessen Seite bleibe, wo ein nacktes Tier mehr als das andere gewesen ist! Wirklich eine leichte Kriegskunst, in der der gemeine Mann alles tut, der Kopf nichts als Treiben!»

Wir glauben aber, wir sollten mit dem persönlichen Schutz noch weitergehen. Durch die Untersuchungen der Chirurgen Kocher, Bruns, Schjerung, Roux, Niewier, Bircher sen. u. a., an zahlreichen Einzel-Schiessversuchen ist vor dem Kriege festgestellt worden, dass die Hauptgefährlichkeit der Schussverletzungen der Infanterie und Artillerie an einer relativ kleinen Körperpartie zu suchen ist. Mit Ausnahme des durch den Stahlhelm gedeckten Schädels konzentrieren sich die tödlichen oder lebensgefährlichen Schüsse auf das Gebiet des Herzens und die von dem Herzen abgehenden grossen Gefässe nach der Lunge und in den allgemeinen Körperkreislauf. Dazu kommt schon in einem ge-

ringen Prozentsatz die Leber, während dem die den grössten Teil der Körperoberfläche einnehmenden Gliedmassen wesentlich weniger gefährdet sind. Es sagt dies Oken ganz zutreffend wie folgt:

«Lebensgefährlich sind nur die Wunden des Kopfs und des Rumpfes, nicht leicht die der Glieder. Kopf und Rumpf müssen nicht bloss stich- und hieb-, sondern auch kugelfest sein.»

Es wäre daher nach unserer Ansicht absolut die Frage zu prüfen, ob man nicht für den einzelnen Soldaten einen Schutzschild konstruieren könnte, der ähnlich wie der Stahlhelm, diese Gegend der Herz- und der vom Herz abgehenden Gefässe zu decken hätte. Ganz abgesehen von dem zweifellos eintretenden materiellen Erfolg, insbesondere auch gegen Handgranatensplitter, Splitter der Artilleriegeschosse, die niemals die gleich grosse Wucht und Durchschlagskraft wie das Mg.-Geschoss haben, wäre auch die psychologische Bedeutung eines solchen Schutzschildes nicht gering einzuschätzen. Wenn der Soldat weiss, dass ein gewisser Schutz gegen schwere und schwerste Verletzungen vorhanden ist, so wird sein kriegerisches Zutrauen zu seiner Leistungsfähigkeit zweifellos wesentlich erhöht werden. Das hat seinerzeit der Stahlhelm schon bewiesen. Es dürfte ein dringendes Erfordernis sein, dass die Technik diesem Problem nahetreten würde.

Oken führt weiter ganz richtig aus, welche Bedeutung der Stellungsbau hat: «Wie der Einzelne durch sein Kleid zusammengehalten wird, dass er nicht bei Hieb und Schuss in Stücke zerfalle, so muss auch der Haufen geschützt und unzertrennlich dastehen. Hierbei kommt es hauptsächlich auf die Stellung an. Was für den einzelnen die Schutzwaffe ist, ist für den Haufen die *Stellung*. Sie ist mehr zum Schutz als Trutz, weil ihre Aufgabe zunächst die ist, jeden Einzelnen durch andere und diese wieder durch jenen zu decken.»

Dass die Gefechtspsychologie nicht unbekannt war, geht aus folgender Sentenz hervor: «Müssige Zuschauer dürfen keine im Feld stehen, noch weniger aber solche, die nachdrücken sollen, als wenn die Menschen Säulen wären, die man mechanisch wegstossen könnte. Es ist leichter, den Menschen wegzukitzeln als wegzustossen. Die mechanische Berechnung, wieviel ein Mensch, ein Pferd wiege, um so viel andere wegzustossen, ist wirklich mechanisch und hilft nichts. Es laufen ohne Zweifel mehr aus Furcht vor dem Bajonett davon, als aus dem Gefühl des Stosses, den es erst ausüben soll.» Es entspricht dies genau dem, was die kriegserfahrenen Psychologen, an ihrer Spitze der Franzose Norton Cru, eindeutig nachgewiesen haben und was noch allzu

sehr bis anhin verkannt worden ist. Ganz modern mutet folgender Satz an, der auch noch nicht überall durchgedrungen ist:

«Der Soldat muss nie stehen, sondern immer darauf losgehen — oder sich hinlegen. Viel- und Geschwindschiessen kann ohnehin nichts helfen, weil man nicht zielt, und weil die Flinten zu schwer und zu unbehilflich sein müssen. Der Soldat muss keinen Schuss tun, ohne zu zielen.» Die Bedeutung der Infanterie ist ihm nicht entgangen, wenn er sagt: «Der Fussgänger ist allein der Streiter, und was man noch anders haben mag, muss sich auf diesen beziehen. Er führt den Krieg, der Reiter hilft ihn führen,» ebensowenig der Grundsatz, dass man seine Kräfte an einen entscheidenden Punkt konzentrieren müsse. Zutreffend sagt er auch über den Geist der Führung folgendes Wort: «Man führe aber womöglich nie in verschiedenen Winkeln des Reiches Krieg; man zerstreue sich nicht, sondern alles zusammengezogen, alles andere preisgegeben gibt den Sieg.» «Der Geist ist die Schutzwaffe, der Panzer des Heeres; das Herz ist die Trutzwaffe des Einzelnen. Wie der Kopf auf dem Leib, so steht der Anführer auf dem Heer. Er ist der Gott, es die Welt, die von ihm regiert wird. Gott hat jeden Leib nach Massgabe seiner Einwirkungen mit einer Hülle umgeben, die ihm das Leben erhält, indem sie ihn gegen die Einstürmungen schützt. Warum soll es der Anführer nicht tun!»

Visionär aber hat er die überragende Bedeutung der Artillerie erkannt und noch mehr das Wesentliche des Kampfwagens vorausgesehen, worüber er folgendes ausführt: «Zu den Heereswaffen rechne ich die Streitwagen und das grobe Geschütz. Jene werden uns wieder von grossem Vorteil werden, was dieses tut, ist bekannt. Beides muss der Geist lenken, es ist die Trutzwaffe des Anführers, und wohl gebraucht erregt es die gehörige Furcht. Es darf aber nicht Hauptmittel sein, sondern muss dazu dienen, die Truppen an den Feind zu leiten, wie es das Geschäft des Anführers ist. Noch muss es Unordnung hervorbringen. Ihr werdet meinen, die Streitwagen hätte man nicht ohne Grund seit der Pulvererfindung abgeschafft, die Pferde würden sogleich niedergeschossen werden. Vorderhand müssen die Streitwagen freilich durch Pferde gezogen werden, aber kann man denn diese nicht auch vor Flintenkugeln schützen? Uebrigens bin ich einem Mechanismus auf der Spur, vermöge dessen man ohne Pferde einen Wagen auf der Ebene in den schnellsten Lauf bringen und darin leiten kann. Doch wahrlich! das Pulver hat die Streitwagen nicht verdrängt, sondern die Unwissenheit der Kriegführer der mittleren Zeit. Lang eh Pulver war, war kein Streitwagen mehr, war im Grunde kein Krieg mehr, sondern nur wilde Balgereien. Vergessen war alle Kunst und Wissenschaft und mit ihnen die Maschi-

nen, Einrichtungen, Stellungen der echten wissenschaftlichen Krieger, der Griechen und Römer, als das Pulver erfunden worden. Wie lange hat man mit dem Pulver ebenso ungeschickt und geistlos gefochten, als vorher, und, wenn man den Takt ausnimmt, wie ficht man noch damit! Als wieder wissenschaftlich gebildete Männer am Krieg teilnahmen und wieder die Haufen geordnet wurden, griff man nach der nächsten, üblichen Waffe, die in der Unordnung entstanden war, nach dem Feuergewehr. Das Alte kannte man nicht, die Unwissenheit und der Eigensinn der meisten Soldaten erlaubte keine Aenderung ausser in Spielereien, im Putzen und Zustutzen und in einer viehischen Subordination unter den Stock. — Die Streitwagen können so gestellt und auch an den Feind gebracht werden, dass nicht leicht ein Pferd fällt. Der Feind muss sie nicht sehen, ehe sie ihm in den Rippen sind.»

Summa summarum bringt Oken die Idee des heutigen Krieges wie sie sich aus dem Stellungskrieg, verbunden mit den Kampfswagen ergibt, auf folgenden Grundsatz: «Das ist die Idee des Heeres, dass es eine bewegliche, vernünftige Festung sei. Das ist die Idee des Krieges, dass er eine Festung in des Feindes Lager vorschlebe und ihn daraus vertreibe. Nach der Lage des Orts, aus Menschen eine beliebige Festung augenblicklich zusammenzufügen und zu bewegen, ist die Kunst des Taktikers.»

In einer Schärfe, wie sie vielleicht noch bei Ludendorff zu finden ist, hat er auch den totalen Krieg in seiner ganzen Grösse und Bedeutung gekennzeichnet mit folgenden Worten: «Gegen den Feind ist alles erlaubt. Es ist lächerlich, von Kriegsrecht zu sprechen, wo ein Teil darauf ausgeht, den andern zu zerstören, also ihm sein Leben, seine Freiheit, mithin seine Menschheit zu rauben. Wie kann da noch von Rechten die Rede sein, wo die Menschheit vertilgt wird, wo reisende Tiere in Scharen umherziehen und zerfleischen und verschlingen, was ihnen menschlich vorkommt! Dem Anführer ist daher jedes Mittel erlaubt, heisse es wie es wolle, um den Feind zu zerstören. Er darf durch seine bewegliche Festung Himmel und Erde, alle Elemente, Luft, Wasser, Erde und Feuer, alle Reiche, Mineral-, Pflanzen- und Tierreich in Aufruhr bringen, ja er darf alles zerstören, sobald es zu seinem Zweck nötig ist. Der Krieg ist eine Aufhebung der Bande der Menschheit und er kennt keine Grenzen der Zerstörung. Wenn Grenzen anerkannt werden, so geschieht es nur aus Klugheit und Strategie. Wer sie aus Menschlichkeit anerkennt, ist ein Tyrann seines Volkes; denn mehr wird von diesem zertreten durch falsch angebrachte Schonung als durch den Feind bei tapferer Aufopferung. Es stehen dem Feldherrn ausser seinem Heer alle Kräfte des Staats und der Natur zu Gebot, und er darf nicht bloss, er muss sie anwenden,

wo es nur immer vorteilhaft ist. Es ist ganz gleich, wie man ein Tier erlegt, ob durch Stärke oder List, Redlichkeit oder Betrug, Barmherzigkeit oder Grausamkeit. Gegen Tiere gibt es ja weder Pflichten noch Rechte. Der Feldherr muss ein macchiavellistischer Leu wie Macchiavelli, und ein macchiavellistischer Fuchs wie Anti-Macchiavelli sein, wenn er der wilden Tiere Meister werden will.» Er sagt dies mit einer Offenheit, um nicht zu sagen Brutalität, die wohl kaum zu übertreffen ist.

So versteht man dann auch die Schlüsse, die er zieht und die doch wieder in dem ganz idealistischen Sinn des romantischen Zeitalters ausklingen, dem er angehörte. Auch hier haben seine Worte viel Beherzigenswertes:

«Der siegt, der mit neuer Kunst gegen die alte kämpft, sogar wenn auch die neue fehlerhafter wäre. Nur ein neuer Streich entscheidet eine Schlacht. — Noch einmal! die Kriegskunst ist die erhabenste Kunst aller Künste, und fordert Kenntnisse, die der Laie nicht ahnt und sie daher verachtet. Freilich treiben die meisten Soldaten ihr Handwerk gedankenlos, ohne Bewusstsein ihres hohen Standes, oder mit Eitelkeit und Prahlerei, welche den Unwissenden hinlänglich kenntlich macht. Vielen ist die Wissenschaft fremd, und das Herumwerfen der Flinte und das Strecken der Wade ist ihre Kriegskunst. Daher ist es dem Bürger und dem Gelehrten zu verzeihen, wenn er in diesem Stand Roheit und Kunstlosigkeit wahrnimmt. Es gibt aber auch Soldaten, und es gibt jetzt schon viele, die die Tiefen des Kriegs erblickt haben, die wissen, dass in ihm alle Wissenschaften sich verbinden, um das Höchste der Menschheit, das Leben, das freie Leben — ein anderes gibt es nicht — zu retten und zu erhalten. Vor diesen tretet bescheiden zurück und staunt die Helden an, welche für so hohen Zweck, für den einzigen der Welt alle Wissenschaften, alle Talente, alle Geschicklichkeit aufbieten, alle Vergnügen, alle Bequemlichkeit, ja das Leben selbst aufopfern! — Welches ist dann der Lohn der Helden? Sind sie gute Menschen; das Bewusstsein, dass durch sie die Menschheit besteht und ewig lebt, und sie durch sie, obgleich nur einzelne. Sind sie böse; das Bewusstsein, dass durch einen grossmütigen Mord ihre Taten bestehen und ewig leben, und nicht durch schändliche verdunkelt oder gar ausgewischt werden. Nur ein neuer Streich siegt.»

Wir glauben, dass man diese interessanten Ausführungen des genialen Okens nicht leicht hinnehmen, sondern sie in Erfüllung seiner menschlichen und vaterländischen Pflicht einlässlich prüfen und daraus die zweckmässigen Folgerungen ziehen soll.
